DER ERSTE PUBLIKUMSTAG DES 38. INTERNATIONALEN DOKUMENTARFILMFESTS MÜNCHEN: DIE TAGESTIPPS

DOK. fest MÜNCHEN

Was ist ewige Liebe?

Eva und Dieter: „Wir lernen erst jetzt, uns richtig zu lieben". Foto: Dok.Fest

Respekt und Zuneigung durch Höhen und Tiefen: „Für immer" beobachtet ein Paar, das seit fast 70 Jahren verheiratet ist

Kann ein Paar sich nach fast 70 Jahren noch lieben, jeden Tag füreinander da sein? Ja, wenn man Eva und Dieter betrachtet, die sich 1952 kennengelernt, geheiratet und drei Kinder bekommen haben.

Regisseurin Pia Lenz begleitet die beiden in einer Langzeitbeobachtung über mehrere Jahre hinweg, schaut mit ihnen auf ein gemeinsames Leben voller Höhen und Tiefen, bei denen aber immer die Achtung vor der Person des anderen und die Begegnung auf Augenhöhe eine feste Größe waren. Durch Tagebucheinträge (mit der Stimme von Nina Hoss), Briefe und alten Fotos über die Jahrzehnte hinweg geht der Blick auch zurück auf die Zeit der ersten Verliebtheit, den Alltag und die Phase, in der es auch mal krachte, Seitensprünge die Harmonie störten, Rachegedanken und Eifersucht beide überfielen.

Krisen und Auseinandersetzungen stellten aber nie die Ehe in Frage, auch wenn Eva durch die Hölle ging. Ganz akribisch sind die Ehekrisen im Tagebuch gelistet, die erste, zweite, dritte vierte... Wenn Eva ironisch bemerkt, dass er sich früher nie festlegen ließ und heute oft das wiederholt, was sie gesagt hat, ist das durchaus liebevoll gemeint. Sie ist dankbar für die Beziehung zum Partner.

Seite an Seite mussten sie den tödlichen Unfall ihrer vierjährigen Tochter verarbeiten, die Wut gegen den schuldigen Autofahrer kanalisieren.

Dem Gespann zuzusehen, wie sie heute Händchen halten, mal nostalgisch tanzen, er ihr beim Strümpfe Anziehen hilft, sie sanft wäscht und einen zärtlichen Gute-Nacht-Kuss gibt, das ist schmerzhaft-schön, weil man weiß, das Ende naht. In einem Moment heißt es „Wir lernen erst jetzt, uns richtig zu lieben". Bei diesem leisen Abschiednehmen muss man schlucken. ***Margret Köhler***

Heute, 18 Uhr, Deutsches Theater; Morgen, Fr, 5.5., 11 Uhr City; Do, 11.5., 19 Uhr, Kath. Akademie; So, 14.5., 16 Uhr, Rottmann

Tödliche Justiz

Steffi Niederzoll erzählt in „Sieben Winter in Teheran" vom vergeblichen Kampf einer Familie um ihre inhaftierte Tochter

Unter dem Vorwand, sein Teheraner Büro umgestalten zu wollen, lockt Mortezu Sarbandi am 7. Juli 2007 die 19-jährige Studentin und Innenausstatterin Reyhaneh Jabbari in eine Wohnung. Hier versucht der Mann, die junge Frau zum Sex zu zwingen. Sie sticht ihm ein in der Küche liegendes Messer in den Rücken und flieht. Später ist Mortezu Sarbandi tot. Noch in der Nacht holt ein Polizeikommando Reyhaneh aus der Wohnung ihrer Eltern, sie wird verhaftet und inhaftiert.

Die Filmemacherin Steffi Niederzoll schildert mit Reyhanehs Mutter Shole Pakravan im Buch „Wie man ein Schmetterling wird" (Berlin Verlag) und im Film „Sieben Winter in Teheran", wie die iranische Justiz mit falschen Anschuldigungen darauf bedacht ist, Mortezu Sarbandi von jeder Schuld freizusprechen. Im Dezember 2008 beginnt der Prozess. Als ein Richter die Beweislage für Mord zu dürftig findet, wird er ausgetauscht. Bald wird Reyhanehs Familie klar, dass Sarbandi ein Geheimdienstmitarbeiter war.

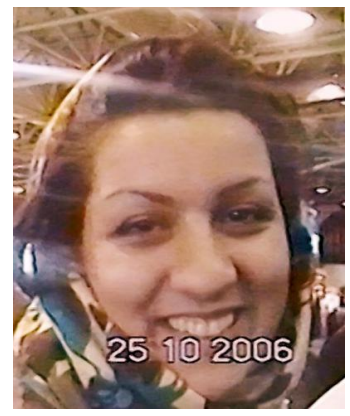
Im Februar 2010 erhält Reyhaneh ihr 26-seitiges Urteil, eine totale Farce. Angeblich sei sie eine in Zypern ausgebildete Spionin, die vorsätzlich gemordet habe. Sie wird zum Tod durch Erhängen verurteilt. Reyhanehs Mutter mobilisiert über soziale Medien die Öffentlichkeit. Der Fall wird von Hunderttausenden verfolgt und von der EU auch bei den Atomverhandlungen mit dem Iran in Wien zur Sprache gebracht. Aber es nützt alles nichts.

Getragen wird der unglaublich bewegende Film, der viele heimlich gedrehte Sequenzen enthält, von Reyhanehs Stimme, die aus dem Gefängnis heraus ihrer Mutter ihre aufgezeichneten Selbstverteidigungsbriefe durchtelefoniert.

Die behütet aufgewachsene und liberal erzogene junge Frau ist im Gefängnis umgeben von Insassen, die sie früher auf der Straße missachtet hätte, wie sie reflektierend anmerkt: Drogensüchtige, Prostituierte und Mörderinnen. Aber Reyhaneh gewinnt an Stärke, je mehr sie sich für die Rechte der meist ungebildeten Insassen einsetzt.

Sie selbst kann nur noch von Sarbandis Familie begnadigt werden, doch diese will ein falsches Geständnis, um die „Ehre" des Getöteten zu retten. Reyhaneh allerdings schließt diese Möglichkeit aus. ***Volker Isfort***

Heute, 4.5., 18 Uhr, Rio (OmenglU), morgen, Fr, 21 Uhr, Gasteig HP8 Projektor und Fr, 12.5., 20.30 Uhr, Rio (Q&A mit Regisseurin Steffi Niederzoll) und Sa, 13.5., 16 Uhr, HFF - Audimax (Q&A mit Steffi Niederzoll)



Reyhaneh Jabbari. Foto: Dok.Fest

Trauer am Denkmal vor dem OEZ in München. Warum taten sich die Behörden so schwer, die Tat als rechtsextreme Morde einzustufen?

Der Schmerz, der bleibt

Julian Vogels Film „Einzeltäter" erzählt vom Kampf der Hinterbliebenen des OEZ-Anschlags von 2016 um angemessene Erinnerung

Der Tag brachte München Panik, Angst und Trauer: Am 22. Juli 2016 erschoss ein 18-Jähriger im Olympia-Einkaufszentrum neun Menschen. Schnell war von einem Amoklauf die Rede – dieser Begriff stand dann auch auf dem Denkmal vor dem OEZ, das an die Opfer der Tat erinnern sollte. Später, auch nach öffentlichem Druck, stellte sich heraus, dass der Täter durchaus eine rechtsextreme Gesinnung hatte, Mitglied in diversen rassistischen Online-Gruppen war. Nach und nach spricht man dann doch von einem „Attentat".

Julian Vogel erzählt in seinem Film „Einzeltäter: München" vom Kampf der Hinterbliebenen und ihrer Anwälte, die Tat als rechtsextrem einzustufen. Einige der Hinterbliebenen forderten, die Inschrift des Denkmals zu ändern – oder man sollte die Bilder und Namen ihrer Kinder entfernen.

Die Öffentlichkeit erfährt ja über die Täter meist mehr als über die Opfer, was ja auch sinnvoll ist, wenn man die Motive für eine Tat sucht. Eine Stärke des Films ist es, dass er dagegen die Opfer ins Zentrum stellt. Wie geht es ihren Familien in den Jahren nach der Tat? Wie gehen sie mit der Trauer um? Wie kann man weiterleben mit einem solchen Verlust?

Es hätte den Film sicher intensiver werden lassen, wenn er bei den Opferfamilien geblieben wäre, die sehr unterschiedlich mit ihrem Schmerz umgehen, einige still, andere aggressiv. Diese Trauer, vermutlich dem ursprünglichen Ziel des Films folgend, wird mehrmals durchbrochen unter anderem von der Bürokratie, von vorgelesenen Briefen an Oberbürgermeister Dieter Reiter, Bayerns Innenminister Joachim Herrmann und den damaligen Bundesinnenminister Horst Seehofer. Die Forderungen der Angehörigen wurden offensichtlich während der Dreharbeiten erfüllt. Diese Szenen wirken nun etwas hineinmontiert.

Jan Philipp Seidel

Heute, 20.30 Uhr, HFF - Audimax (Q&A mit Regisseur Julian Vogel); 9.5., 21 Uhr, Silbersaal im Deutschen Theater; 11.5., 18:30 Uhr, Neues Rottmann: 13.5., 18 Uhr, Pasinger Fabrik

Rock'n'Roll und Rente

„Heaven Can Wait – Wir leben jetzt" begleitet einen lebensweisen Rentner-Chor

Trau keinem unter 70!". Das Mindestalter dieses Hamburger Chors ist 70, nach oben ist die Skala offen. Eine Gruppe von 36 Frauen und Männern, die zusammenhält und die Zeit, die ihnen bleibt, feiert. „Es ist noch nicht over alles" spricht ihnen ein älterer Herr aus der Seele. Rock'n'Roll und Rente, das geht zusammen. Und warum nicht mit 84 anfangen, Saxophon zu spielen? Eine außergewöhnliche Frau mit schneeweißen Haaren ist die 97-jährige Ruth Rupp, nur 1,43 m groß, aber ein Kraftzentrum.

Ulrich Tukur engagierte sie 2003 sogar für die „Dreigroschenoper", sie gab mit 94 an seiner Seite ihr „Tatort"-Debüt. Wenn sie intoniert „Stellst dich in den Sturm und schreist, ich bin hier ich bin frei" und dann machtvoll der Chor einfällt mit „Das ist die perfekte Welle, das ist der perfekte Tag", dann merkt man allen die Lust an, auf der Bühne zu stehen.

Ob Mann oder Frau, sie haben ein Päckchen aus der Vergangenheit zu tragen, gute und weniger gute Erinnerungen und wollen keine Zeit mehr verschwenden. Das Leben war eine Achterbahn ob als überzeugter Single oder in einer glücklichen oder weniger glücklichen Ehe. Mal wird bedauert, zu wenig an sich selbst gedacht zu haben, mal ist man stolz, sich „nicht nach den Vorstellungen anderer" gerichtet zu haben.

Es sind unterschiedliche Schicksale, gemeinsam ist allen heute die Liebe zum Chor. So mancher merkt auf der Bühne gar die Zipperlein nicht. Der Name „Heaven Can Wait" war 2013 schnell gefunden, wie sich Gründer und Leiter Jan-Christof Scheibe entsinnt, der sofort seine Mutter Evamarie und die Opernsängerin und Musical-Darstellerin Joanne Belle für das auf den ersten Blick verrückte Unterfangen gewinnen konnte, 14 Mitglieder der Erstbesetzung sind immer noch dabei.

Seit nunmehr zehn Jahren rockt das fidele Trüppchen die Songs ihrer Kinder und Enkel von Fettes Brot, Sido bis zur Hamburger Hip-Hop-Band Deichkind und stößt bei seinen Auftritten auf Begeisterung. Wenn die munteren Oldies Udo Lindenbergs „Das Leben" schmettern mit der Aufforderung „Nimm dir das Leben und lass es nicht mehr los, denn alles was du hast, ist dieses eine bloß. Nimm dir das Leben und gib's nie wieder her", trifft diese Verwegenheit, auch auf den letzten Metern die Selbstbestimmung fröhlich zu zelebrieren, mitten ins Herz.

Singen, was die Seele hergibt: Der „Heaven Can Wait"-Chor.

Margret Köhler

Heute, 18.30 Uhr Deutsches Theater Silbersaal, Mi, 10.5., 9.30 Uhr Einstein 28 und Fr, 12.5., 19 Uhr, Kath. Akademie